

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanffengel.



No. 48. Jester, fell is e schönes Bihnes gewese.

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanffengel. Jester, fell is e schönes Bihnes gewese. Also die Wedesweilern is, wie ich Jhne schon rieportet hen, sellen Dwend, wie mer widder uffgemacht hatte un auch den Trudel mit unsere Bannets gefestelt hatte, bei mich gestanne. In die erschte Linn hot se e inenig gut gefiecht un denn, was is die Jubs? Mir hen uns doch noch so viel zu verzähle gehabt, daß ich ganz froh gewese sin. Der Philipp, was mein Hosband is, ber war auf of Louun un ich hen ihn nit bifoht den nächste Dag zurück edspedet. So hot also die Wedesweilern ganz iesig bei mich schlofe lönnne. Wie mer ins Bett sin komme, do hot der Trudel gefahrt. Die Wedesweilern wollt so keine schiwere Anwit hen un ich gleiche immer gut gefolwert zu sein. „Jot Gutneß Seht,“ hot se gesagt, „das kann ich nit stende, das duht mich kille.“ Ich hen se doch nit kille wolle un do hen ich uns nor mit e ganz leichte Anwit gefolwert; das Niesolt is gewese, daß ich e schredliche Anst gefestelt hen. Wie ich grad am einschlafe gewese sin, so sagt die Wedesweilern: „Lizzie, ich tann nit binne im Bett liege; loß mich vorne liege, sonst mach ich die ganze Nacht kein Auge zu.“ Was war zu duhn? Ich sin aus den Bett, un hen die Wedesweilern vorne liege lönnne. Ich hen e Wuth gehabt, daß ich's gar nit sage tann. Ich hen die Wedesweilern off Kohrs nit aus den Haus ischehe lönnne, awider am Liebste hätt ich's gegliche zu duhn. So bei und bei sin ich eingeschlofe, awider uff emol sin ich durch e ferchterliche Rumpus an die Frontdoor uffgewacht worde. Es hot Nemand genadt un gehallert, daß ich zu Dohr geschleht war. Was hen ich duhn lönnne? Ich sin inwider die Wedesweilern gekleimt un hen mein Räpper angelege un sin daunstehrs gange. Wen die Kids is ja doch keins nach zu bringe. Ich hen die Dohr uffgeladt un do hot der Wedesweilern gestanne. „Lizzie, wo is meine Alte?“ hot er mich gefragt. Ich sin so madd gewese, daß ich nit gefiecht hen, als ob ich ihn e lange Gedelpnehsen gewese sollt. Ich hen for den Niesen gesagt: „Si dont noh“ un hen die Dohr ausgehmisst. Dann sin ich inwider in mei Bett getrawelst un sin inwider eingeschlofe. Das hot awider auch nit lang genomme, do is schon inwider e annerer Entschidung dagewese. Der Bennie is in mei Kuumf komme un hot gegreint wie alles. Er hot e Luschet gehabt un wollt bei mich ins Bett. Was war zu duhn, ich hen mich ganz hohe zu die Wahl gelegt un do hot er sich zwische mich un die Wedesweilern gelegt. Die Wedesweilern hot gar nids von genohist, bis der Bennie gefahrt hot zu fide wie alles un bumms, hot die Wedesweilern an den Flohr gelegt. Ei tell jub, das Haus hot geschleht, wie alles, wie se newig den Bett geländ is. Se hot dann angefangen zu schimpfe wie alles un hot gesagt, wann se das gewist hätt, dann wär se liemer kein gange un wann se ihren Hosband nit verschredde wollt, dann de bt se jetzt noch gehn. Es bei e ganze Weil genomme, bis ich se so weit gebracht hen, daß se sich inwider ins Bett gelegt hot, awider der Bennie hot fortgenieht. Well do is ja inwider Ries gewese, awider nur for e Weil. Ich hön uff emol, wie Nemand die Frontdoor ganz langsam ufflade duht un ganz iesig die Stepps eruff sinnt. Do sin ich awider doch geschleht gewese. Ich hen zuerst gedent, ich hätt e Reimner, awider wie ich mich in mei Nos gepinscht hen, do sin ich amich, daß s sin Drien gewese is. Denke Se emol, jetzt geht die Dohr zu mei Petrakon uff un es komme in Jester isett. Ganz schloß is er ganee un ich deute, er is in sein Stadion gefestelt. Was hot der Jester gehocht un ich glaub, wann mich einer mit e Sätklinn geschächt hätt, es wär noch kein Droppe Blut komme. Ich hen schufte gedent, es wär e Rabber. Der Kunne hat auch noch, sei Glumpus auszugehe un wie er in die Näh von den Bett komme is, do wärt die Wedesweilern uff un läßt en ferchterliche Kriech. Do legt der Jester: Gesühne Se mich, Mäddein, ich deute, ich sin in das lange Haus gewese, un is fort gelauft, als wann der Deiwel binnia ihn wär. Wie ich die Weus gehört hen, do hen ich reitemeg gewiebt, daß es der Philipp gewese is. Ich hen awider die Wedesweilern nids davon anwaht; die hott fastet in Jett kriet. Well ei tell jub, telle Nacht is awider auch e Biehl gewese. Un es is noch nit alles inwider gewese. Mer hen uns arad von die Schlehr erholt, do is es schon inwider leiste in den Haus geworde. Der Philipp hot, wie er fortgeronnt war, die Dohr uffgelosse un ich hen jetzt gehört, daß e ganze Kraut Männer in das Haus komme is. Ei tell jub, do hen ich awider doch geschimpwet, daß mei Anwit in einem Fort in die Höh gehobelt is. Die Wedesweilern hot gar kein Wort mehr sage lönnne, so is se geschleht gewese. So e schredliche Nacht hen ich in mei ganzes Leme noch nit mitgemacht. Die

Jestersch sin die Stepps erufft kommt un hen an mei Dohr geräpft, als wann se e Sätschet dabei jubte dehte. Mti einmal ruft der Wedesweilern: „Alte, bist du do? Do is die Wedesweilern aus den Bett geschumpft, hot die Dohr uffgerisse un is ihren alte Mann un de Hals gefalle vor lauter Freud. Ich hen jetzt ausgefunne, daß der Wedesweilern, wie er zuerst aus mein Haus fort is, die ganze Lann nach seine Alte abgefucht hot un schließlich hot er sich noch mol bei mich probirt, wo er se denn auch gefunne hot. Well, Mister Edithor, das war das erschte un auch das letzte mol, daß die Wedesweilern bei mich inwider Nacht geschlwe is. Ich wunner nur, daß ich keine graue Haar hen kriet, verschrode sin ich genua davon. Mit beste Kiegarbds Lührs Lizzie Hanffengel.

Zeugenhumor.

Der Humor in den Gerichtssälen hat eine bedeutende Literatur, die in dem jumeist Richter und Angeklagte als redende Personen auftreten läßt. Einige hübsche Beispiele des Zeugenhumors in den englischen Gerichtssälen bringt ein Londoner Correspondent. Einer der gewöhnlichsten Trics ist, die Zeugen durch wiederholte einbringliche Hinweise auf die Verantwortung als veredelter Zeuge einzuschüchtern und zu verwirren. So fragte einst ein von seiner eigenen Persönlichkeit sehr einengenommener Anwalt vor dem Handelsgericht einen Zeugen, ob er schon einmal benutzert gemacht habe, was der Zeuge verneinte. „Nun,“ sagte der Anwalt hierauf, indem er sich hoch aufrichtete, „sein Sie vorichtig in der Beantwortung meiner nächsten Frage, — haben Sie jemals Ihre Zahlungen eingestellert?“ „Ja,“ lautete die Antwort. „Aha,“ schmunzelte der Anwalt befreidigt. „Ich dachte mir schon, daß wir dahin kommen würden. Nun erzählen Sie dem Gerichtshof, wann das gewesen ist.“ — „Als ich alle meine Schulden bezahlt hatte,“ erklärte der Zeuge unter dem schallenden Gelächter aller Anwesenden mit Ausnahme des Anwalts. „Wollen Sie mir gefälligst den Mann beschreiben, den Sie in der Nähe der Scene des Verbrechens gesehen haben?“ fragte in einem Mordproceß ein Vertheidiger einen bederben Landmann. „Was es ein großer Mann?“ — „Ach nein, absolut nicht,“ lautete die Antwort. „Im Gegenheil, es war nur ein kleiner, unscheinbarer Kerl — etwa wie Sie.“ Wehlich wurde ein anderer Anwalt von einem Zeugen auf's Eis geführt, den er etwas zu hart bedrängt hatte. „Sie haben zugegeben, daß Mr. Robinson Ihr Freund war,“ fragte er. — „Ja.“ — „Ist er hier?“ — „Nein.“ — „Wissen Sie, wo er ist?“ — „Nein.“ — „Nun, mein Herr,“ sagte der Anwalt ungeduldig, „ich warne Sie, bedenken Sie, daß Sie unter Ihrem Eide auszusagen. Sie sagen, daß dieser Mann Ihr Nachbar ist und bis vor Kurzem nit mit Ihnen befreundet war — und Sie sollten nicht wissen, wo er zu finden ist. Sagen Sie sofort dem Gerichtshof, wo er ist.“ — „Das weiß Nemand,“ kam die verblüffende Antwort jurid. „Er ist todt.“

Rothbars Sodawasser.

Eine uralte Flasche Sodawasser kam in diesen Tagen in London als Reliquie von dem am 29. August 1782 bei Spithead gesunkenen Minenschiff Royal George zur Versteigerung und erzielte den fabelhaften Preis von 8135. Die Royal George war damals zu einem großen Ball bereit gemacht worden. Man hatte ein Raum zu gewinnen, die Geschütze losgemacht. Ein Windstich neigte das große Schiff auf die Seite, die Geschütze rollten hinüber, gabend er tieferen Seite das Hebergewicht und die Royal George kenterte und versank fast mit der ganzen Besatzung. Die späten Epochen haben die Reste und auch die Reste der Flasche Sodawasser vom Meeressgrund heraufgeholt. Sie ist den kleinsten heutigen Sodawasserflaschen ähnlich, von grünem Glase und der Kork wird zum Theil noch durch Drost festgehalten. Etwa zwei Drittel des Inhalts sind gelichen. Chemische Zerlegung scheint den Niederschlag einer dünnen Salzkruste an der inneren Wand der Flasche herbeizuführt zu haben. Nach ihrer Ursprung zeigt die Flasche keine Spuren. In England nennt man als den ersten, der noch meißelich Sodawasser hergestell hat, Richard Bewley in Great Walsingham. Im Jahre 1798 wurde in London bereits Sodawasser gefächismäßig hergestellt und verkauft von einem Herrn J. Schweppe, der dem Namen nach augenscheinlich deutschen Ursprungs war. Genf scheint ganz im Anfang des 19. Jahrhunderts ein für die damalige Zeit großes Aufschwüggeläch in künstlichen Mineralwässern gemacht zu haben, und aus Genf kamte auch ein gewisser Paul, der seit 1790 in London mit Schweppe und dem Apotheker Goffe sich zu einem ähnlichen Geschäfte zusammenthat. Schweppe sowohl wie Goffe sind heute noch in England beherrschende Firmennamen auf diesem Gebiete. In früheren Zeiten war es mitunter billiger, umzugehen, als eine erlöbte Miethe zu bezahlen. Heutzutage ist eins so schlimm wie das andere.

Baronin Speck v. Sternburg.

Die neue Herrin der deutschen Botschaft in Washington. Wenn im nächsten Herbst das Palais der deutschen Botschaft in Washington, umgebaut und vollständig neu eingerichtet, seine Pforten dem gesellschaftlichen Leben wieder öffnen wird, dann wird in demselben auch die großartige Gastfreundschaft geübt werden, die in früheren Jahren die Botschaft so wohlthuend kennzeichnete und in der nun zur Reize gegangene Saison so sehr vermehrt wurde. Heute steht das Palais so gut wie leer da; nur die Schlafräume und der Speisesaal sind noch einigermaßen in gutem Zustande. Die Enttäuschung, welche die vergangene Saison der Washingtoner Gesellschaft in dieser Beziehung brachte, wird von Niemand mehr empfunden als von dem Baron und der Baronin Speck von Sternburg, deren Bestreben es ist, die deutsche Botschaft zu einem der unvornehmsten und meistfrequirten Punkte des gesellschaftlichen Lebens der Bundeshauptstadt zu gestalten. Der durch den Besuch des Prinzen Heinrich von Preußen in den Vereinigten Staaten treite günstige Eindruck wird, wenn das erreicht werden kann, durch den Baron von Sternburg und dessen wirklich charmanter Gattin geträgt werden, denn Beide sind mit dem ersten Vorhaben nach Washington gekommen, nichts unversucht zu lassen, um das Gefühl der Freundschaft und des Wohlwollens zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland zu befestigen. Zur Verwirklichung dieser angenehmen Aufgabe ist Baron von Sternburg wie geschaffen, und dem Vosse der Vereinigten Staaten ist diese Thatsache durch seine frühere jahrelange diplomatische Thätigkeit in der Bundeshauptstadt nicht unbekannt geblieben. Daß man auch in Berlin seinen Tact, seine Fähigkeit und seinen feinen diplomatischen Schifff anerkennt, wird wohl am besten durch seine Mission nach Washington zu einer Zeit, die von beiden Nationen als eine etwas gespannten Beziehungen betrachtet wurde, demonstriert. Aber auch die Baronin von Sternburg, welche mit ihrem Gatten im letzten Herbst eine kurze Zeit lang als Gast im „Weißen Haus“ weilte, erfreut sich in den höchsten Gesellschaftskreisen großer Beliebtheit. Geboren in San Francisco, das Kind einer amerikanischen Mutter und eines englischen Vaters, hat sie den größeren Theil ihrer Jahre in Europa verbracht. Ab und zu hat sie während dieser Zeit ausgedehnte Besuche in den Vereinigten Staaten gemacht, die in der Regel ihrem Bruder, Mr. Charles Langham, galten, der vor ungefähr dreißig Jahren aus England nach der Vereinigten Staaten auswanderte und in ein Kentuch niederließ. Ausgangs 1901 wurde Fr. Langham die Gattin des Barons von Sternburg. Die Trauung wurde in London, vollzogen, und zwar in der althergebrachten St. George's Church, Hanover Square, die damals schon seit Generationen die Scene der Trauen und Trauungen in der Familie Langham war. Doch der Roman des jungen Paars hatte schon einige Monate früher seinen Anfang, und zwar hierzulande — gelegentlich des ersten Zusammenkommens des Barons von Sternburg mit dem reizen Fr. Langham. Die junge Dame weilte damals besuchswiese in der Stadt New York, und Baron von Sternburg, damals ein Attache der deutschen Botschaft in Washington, war nach New York gefahren, um sich einige Tage lang von den Anstrengungen des Dienstes zu erholen, nicht ahnend, daß er auf diesen Ausflug sein Herz erlernen und seine spätere Gattin finden würde. Daß dieses Gescheh ein Fall von Liebe auf den ersten Blick werden sollte, wird keinen Menschen verwundern, der die Baronin je gesehen hat — eine großartige Frauengestalt von den anmutigsten Umrangangsformen; schönen, schattigen, geschichtenen Gesichtszügen; dem Haar, welches Tintian zu malen liebt und den dunkelblauen Augen mit langen, schwarzen Weyern, die ihre englische Abstammung verrathen. Wieder und wieder fand der junge Diplomat nun Zeit und Entschuldigung für kurze Ausflüge nach New York, bis, ehe sechs Monate darüber hingegangen waren, die Verlobung erfolgte, worauf Fr. Langham in den Kreis der Jünger in London zurückkehrte und Baron von Sternburg auf seinen Posten in Washington. Ein Jahr später, am 5. Dezember 1901, erfolgte die Trauung in der St. Georges Church in London. Fast unmittelbar vom Traualtar fort führte der Baron seine Gattin nach Calcutta, wo er inzwischen als deutscher Generalconsul akreditirt worden war. Doch dem Leben und Treiben in Calcutta konnte das junge Paar keinen besonderen Reiz abgewinnen und so wurden die anderthalb Jahre des Aufenhaltes in Indien bald hier, bald dort verbracht, die Sommermonate in Simla und die Winter auf ausgedehnten Reisen. Es war im letzten Herbst, gelegentlich eines Besuchs des Barons von Sternburg und seiner Gattin in den

Mer. Staaten, daß der Präsident und Frau Roosevelt, zwischen welchen und dem Baron eine fünfzehn oder sechszehn Jahre alte herzliche Freundschaft bestand, von dem Wunsch geleitet, die Gattin des Barons kennen zu lernen, dem Letzteren die Einladung zugehen ließen, mit seiner charmanter jungen Frau einen längeren Besuch im „Weißen Haus“ zu machen. Und als dieser Besuch abgebrochen werden mußte und man sich verabschiedete, da ahnten weder die Sternburgs noch die Roosevelts, daß dem Lebewohl in Kürze wieder Worte herzlicher Begrüßung folgen würden. Nach kurzem Aufenthalt in Europa wurde Baron von Sternburg auf der Rückfahrt nach seinem Posten in Indien in Paris durch eine Postfache des Auswärtigen Amtes zu Berlin instruit, sich bereit zu halten, um binnen Kurzem nach den Ver. Staaten zurückzukehren. Bald nachher brachte dann auch Baron von Sternburg seine Gattin wieder über „das große Wasser“ und nach der Bundeshauptstadt, diesmal nicht um als ein geehrter Gast in das „Weiße Haus“ einzuziehen, sondern als Herrin in das Palais der deutschen Botschaft, in welchem so lange „Junggesellenthum“ die Regel war. Und so kommt es, daß die Kisten und Koffen, welche viel von dem beweglichen Eigenthum des Baron von Sternburg und seiner Gattin enthalten, anstatt hier zu sein, sich noch auf dem Wege von Indien nach den Ver. Staaten befinden und wahrscheinlich nicht vor Mai die Bundeshauptstadt erreichen werden. Gold nach deren Eintreffen beabsichtigt Baron und Baronin von Sternburg das Palais der deutschen Botschaft zu räumen und in die Sommerfrische zu gehen, vielleicht nach South Hampton, wo darn eine Cottage für den Sommer in Pacht genommen werden würde, oder nach Bar Harbor. In jeder dieser vornehmen Sommerfrischen würde es weit mehr möglich sein als in dem mehr fashionalen Newport, die Zeit mit Ausfahrten und im Freien überhaupt zu verbringen, was einer Fortsetzung der gesellschaftlichen Pflichten, die eine Winterfrüh in Washington auferlegt, vorzuziehen wäre. Während dieser Abwesenheit des Barons und der Baronin von Sternburg, werden die im letzten April in Angriff genommenen Veränderungen und Neueinrichtungen des Botschaftspalasts mit frischen Kräften wieder aufgenommen und zu Ende geführt werden, auf daß im Spätherbst die Botschaft ihre Pforten dem gesellschaftlichen Leben wieder eröffnen kann. Es ist die Absicht der Baronin von Sternburg, die Wände des geräumigen östlich gelegenen Empfangssaales mit nachgiebigem Seidendamast verkleiden zu lassen; der kleinere „Drawing Room“ nach Westen hin soll mit klarem Satindamast behangen werden und der Herrin des Hauses dann als Boudoir dienen. Der Ballsaal wird ganz und gar transformirt und dann als Wohnraum benutzt werden. Dieser Raum wird mit chinesischen Geweben verkleidet werden, in denen Scharlachroth der vorherrschende Farbenton sein wird. Die weiteren Ausstattungen dieser Räume werden größtentheils aus den beiden Reflekzen der Sternburgs in Indien, die eine in Simla und die andere in Calcutta gegeben, herbeigeführt werden — Agra-Teppiche und seidene Draperien in glänzenden Farbenshillerungen, indoprotugiesische Diwans, rare Holzschüppereien, und ein großer Reichthum an bayerischem Silber in Form von Kannen, Vasen, Schüsseln und Tabletten. Ein erster Platz wird dem chinesischen Porzellan des Barons einräumt werden, das während der letzten fünf Jahre einen hochgeschätzten Theil der Porzellanausstattung des Museums zu Leipzig bildete. Dieses Porzellan ist durchweg in Blau und Weiß gehalten und wird von Kennern als'schier unbedeutendlich werthvoll betrachtet. Unter den seltenen Juwelen, mit welchen die Baronin von Sternburg im Laufe der nächsten Saison die Augen der hiesigen Gesellschaft blenden wird, befinden sich fünf Halsbänder, die vom Baron von Sternburg einem indischen Fürsten abgekauft wurden. Eines derselben, ein Halsband von dunkelblauer Arbeit in reinem Gold und besetzt mit Diamanten und Perlen, wurde von der Baronin getragen, als sie jüngst für ihr Portrait sah; ein zweites dieser Halsbänder ist mit Smaragden besetzt, ein drittes mit Türkisen und die beiden übrigen mit Rubinen und Diamanten. Wenn es nächsten Herbst heißen wird, Pferde und Equipagen für die Botschaft zu beschaffen, dann werden dieselben wahrscheinlich aus den Ver. Staaten bezogen werden und nicht aus Europa. Das königliche Schütz zu Berlin zählt zwei amerikanische Pferde, „Uncle Sam“ und „Brother Jonathan“, auf welche Kaiser Wilhelm größere Stücke hält, als auf irgend eines seiner übrigen Thiere. Es liegt daher kein Grund vor, warum nicht auch die deutsche Botschaft in Washington amerikanische Pferde, und gar stentlicher Vollblutthiere, vorziehen sollte. Während es noch zu früh ist, um einen genauen Plan für die geell-

chaftlichen Veranstaltungen der deutschen Botschaft während der nächsten Saison zu entwerfen, kann doch jetzt schon gesagt werden, daß eine Anzahl größerer Tischgesellschaften in Aussicht genommen worden ist und vier große Nachmittagsempfang, zu welchen ja bis zu zweitausend Einladungen erlassen werden und von welchen Baronin von Sternburg sich die angenehmsten Resultate ihres Bestrebens, die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Ver. Staaten und Deutschland zu festigen, verspricht. Geboren in den Ver. Staaten, erzogen in Homburg und Dresden, mit einer Liebe für beide Länder und beide Völker tief in ihrem Herzen eingewurzelt, kann dem Kommen der Baronin von Sternburg, in dieser kritischen Zeit, um dem gesellschaftlichen Leben der deutschen Botschaft in Washington vorzustehen und deren Gastfreundschaft in breitere Bahnen zu lenken, ein Erfolg in ihren höheren Zwecken nicht gut ausbleiben. Wie der Sultan regiert. Eine Vortragsstunde. Der schlaue „Bischof“. Der Sultan bei Laune. Sturm auf der Stirn. Die das ganze heutige öffentliche und private Leben des Türken der vornehmern Klassen eine merkwürdige Mischung von europäischen und orientalischen Sitten aufweist, so zeigt auch die Art, wie der Beherrscher der Gläubigen Regierungsgeschäfte erledigt, eine eigenartige Zusammenlegung von Althergebrachtem und Modernem, gemodelt oder accentuirt durch die Lebensgewohnheiten und Launen des gegenwärtigen Sultans. Dringen wir ungenügend in seine Nähe, beobachten und lauschen wir! Es ist — doch es ist eigentlich zwecklos, eine Stunde anzugeben — ich könnte ebenso gut sagen: es ist 11 Uhr Morgens, wie: es ist 11 Uhr Abends, denn Sultan Abdul Hamid hat keine feste Stunde, zu der er sich Vorträge halten, oder zu der er seine wenigen Vertrauensmänner zu irgend einer Auskunftsfrage zu sich rufen läßt. Selbst die Vortragszeiten der Großmächtigen haben unter dieser Unsicherheit zu leiden, wenn sie etwas Dringendes vorzubringen haben, was sich nicht bis zur gewöhnlichen Audienz am Freitag nach dem Selamit verschieben läßt. Nachdem wir unsichtbar die äußere Palasträume passiert haben, wo stöhrende Stühle ihre Karte abgeben müssen und von einem Heer von Spionen auf ihre Unersüßlichkeit wie auf den bei ihrem Weggang zu erwartenden Valschisch tarirt werden, begeben wir uns über einen breiten Kiesweg, sei es geradeaus zum „Erlen Secreär des Sultans“ Tahsin Pascha oder rechts zum zweiten „Jffet Pascha. Diese beiden sind erbitterte Rivalen; der letzte ist vielleicht der schlaunere, aber auch energischer, der schon öfters seinen eigenen Willen dem seines Herrs entgegenzusetzen gewagt hat, und seine Kühnheit mit kürzerer oder längerer Ungnade büßen mußte, während Tahsin der geschmeidigere ist. Man kann Tahsin mit seinen feingehackten Zügen, dem glänzend schwarzen Vollbart, und der eleganten, wenn auch etwas lässigen Haltung einen schönen Mann nennen; aber es ist die grausame Schönheit des Panthers, während ich Jffet, den kleinen schneigen Araber, mit grau-grünen verschleierte Augen, rötlich-braunem, graumeliertem Bart und nervösen misstrauischen Bewegungen der Hyäne vergleichen möchte. Da gegenwärtig Tahsin wieder einmal Hahn im Korb ist, so wählen wir den Weg geradeaus zu seinem Bureau. Da wir ja unsichtbar sind, so scheren uns die Thürhüter, Diener und Spizel, die sich vom Hausflur unten, die Treppe hinauf bis ins Vorzimmer vorfinden, wenig, und wir treten unangemeldet in das kleine Zimmer, wo Seine Exzellenz der „Bischof“ des ottomanischen Reiches, des Rufes seines Gebietes gewärtig, seine Papiere zum Vortrag ordnet. Von Berichten, Eingaben, Gesuchen ganze Stöße, alle auf jenen länglichen Streifen oder zierlichen Bogen kleinen Formates mit Goldschnitt, von feinstem weißen Papier, die allein würdig sind, vom Auge des Sultans gesehen zu werden. Tahsin ordnet sie methodisch, das heißt er legt diejenigen, die er der wohlwollenden Berücksichtigung seines Herrn empfehlen will, also Gesuche ihm genehmer Personen, Berichte, die den Sultan freuen werden, und dergleichen mehr, auf einen Haufen; in einem zweiten stellt er die an das Palais oder die hohe Pforte gerichteten Zuschriften politischer Natur, der Minister, Wakis oder Botschafter zusammen; ein dritter enthält endlich solche Dokumente, die Tahsin nicht empfiehlt, oder von denen er weiß, daß sie dem Sultan unangenehm sein werden. Raum ist er fertig, da erhält er auch schon den Befehl, vor „Esfendimis“ — unserem Herrn — zu erscheinen. Wir begeben uns durch Korridore und Vorzimmer an ungezählten Thüren, Diensten, Kammerherren und Adjutanten vorüber bis an die Schwelle des Gemaches, wo der „Schatten Gottes“ auf Erden sich gerade befindet. Lautlos öffnen sich die Portieren, und wir stehen vor ihm, der nicht nur das Osmanenreich, sondern auch den Isalam der ganzen Welt in sich verfer-

bert oder doch zu verkörpern beansprucht. Vor dem Divan, auf dem der Sultan, halb sitzend, halb liegend ruht, befindet sich ein großes feines Kissen. Auf dieses läßt sich Tahsin knien nieder und verharret so, bis der Sultan ihm ein Zeichen gibt, eine etwas bequemere Stellung einzunehmen, was häufig genug ganz unterbleibt, wenn er schlecht gelautet oder präokkupirt ist. Tahsin hat schon sofort beim Eintritt einen raschen forschenden Blick auf seinen Gebieter geworfen und bei seiner genauen Kenntniß von dessen Charakter gleich errathen, was für Weiter ist; wäre noch eine Aufklärung nötig, so würde sie ihm die Art der Handbewegung oder die Stimme beim Grub unfehlbar geben. Die erwähnten drei Stöße Papier trägt er so in der Linken, daß jeder durch einen Finger getrennt ist. Steht das großherrliche Barometer auf „Schön“, so behält Tahsin nur die Dokumente der ersten Kategorie in der Hand; er weiß, er kann heute alles das durchsehen, was er durchzusehen beabsichtigt; die anderen legt er neben sich. „Allo, was giebt es?“ beginnt der Sultan. Tahsin nimmt das oberste Schriftstück, liest vor oder gibt einen Uebersicht des Inhalts mit einigen empfehlenden Worten. „Dün!“ erwidert der Sultan gnädig („es sei!“ etc. „gewährt!“) oder fügt noch die besonders wichtigen Sachen beistimmend hinzu: „Trade buğurum!“ („Meine Zustimmung ist gegeben.“) Tahsin legt das Schriftstück rechts neben sich und fährt mit den anderen in gleicher Weise fort. Schließlich kommt die Reihe an die zweite Gruppe, die politischen Berichte und Zuschriften. Er enthält sich hier jeder Aeußerung, wenn der Sultan ihn nicht direkt auffordert, versteht sie aber alle mit dem getroffensten Gesichts. Nachdem so eine halbe Stunde oder eine ganze vergangen, spürt er das Interesse oder die Geduld seines Herrn erlahmen und er sagt, es sei nichts Wichtiges oder Dringendes mehr vorhanden, oder auch der Sultan gibt selber das Zeichen zum Aufhören durch ein kurzes: „Yeter! Brak!“ („Es ist genug, laß! laß gut sein!“) Ein Druck auf den elektrischen Knopf, und der diensthühende Beamte der kaiserlichen Praxatanzlei erscheint und nimmt knien den Stoß Papiere entgegen, die die großherrliche Genehmigung erhalten haben, wobei der Sultan wieder das „Trade buğurum!“ (was sich auf alle nötigen Tahsins bezieht) ausdrückt, womit die Sachen für den ersten Secreär erledigt sind, der nun den Rest der Dokumente aufnimmt und bis zum nächsten Male verschwindet. Die bewilligten werden sofort in der Kanzlei registriert und mit einem beglücklichen Bemerk versehen. Da es aber hin und wieder vorkommt, daß Tahsin das Ohr seines Gebieters für eine von ihm vertretene Sache nicht haben kann, so hat er schon manchmal zu dem recht bedenklichen Mittel gegriffen, ein solches Schriftstück unter die bewilligten zu schmuggeln. — Hat der Sultan einmal seine Formel über sie ausgesprochen und sie sind mit ihr registriert worden, ist seine Macht der Erde imhabe, das ungehörige zu machen. So kommt es, daß thatsächlich manche „Trades“ erscheinen, von denen der Herrscher keine blasse Ahnung hat. Ein anderes Bild! Tahsin sieht beim Eintreten, daß auf des Sultans Stirn Sturm steht — vielleicht hat er nur schlecht geschlafen, oder was Böses geträumt, vielleicht aber hat er auch wieder einen beunruhigenden Polizeibericht bekommen, jedenfalls richtet sich der erste Secreär nach den Anzeichen; er legt flugs die von ihm nicht befürworteten Papiere oder irgend welche ärgersche Reklamationen eines jener Staats im Diplomatenfrack, die die einzige Aufgabe zu haben scheinen, das Oberhaupt des Isalam zu chitaniren, oben auf! Er beginnt. Schon beim ersten oder zweiten Schriftstück macht der Sultan ungeduldige Zwischenrufe, um schließlich ein kurzes „Brak!“ auszusprechen, was Tahsin nun auslegen kann, wie er will: Laß es vorläufig liegen, oder: Laß mich damit zufrieden. Dieser Ausruf wird im Verlaufe des Vortrages noch fortgesetzt hörbar, höchstens verstärkt durch ein ärgerliches: „Wohh! ferser! Dur!“ („Um Gotteswillen, hör! auf!“) Tahsin weiß dann, was die Glode gefalagen, packt seine Dokumente zusammen und macht sich mit der ihm eigenen Geschmeidigkeit ohne Opposition aus dem Staube — noch nie hat er es, wie sein Rivale Jffet, riskirt, sagt man, solange fortzufahren, bis ihm der auf's höchste gereizte Herrscher ein freisches „Djanim! Brak! Solëim — brak — brak — brak!“ an den Kopf geworfen. („Bei meiner Seele! Laß gut sein, hab' ich Dir gesagt!“) So läßt es sich nun leicht erklären, daß manche Angelegenheiten, besonders auch gerade solche politischen, die dem Sultan zu erlabien unangenehm sind, von Woche zu Woche, von Monat zu Monat verschleppt werden. Und Tahsin ändert seine Taktik erst dann, wenn er absolut muß oder wenn — (so sagen wenigstens böse Mäuler!) — König Badschisch seine überlegende Macht angewendet hat. Man kann zu Hause und doch, aus dem Hürschen sein.